IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil
ISSN: 1869-6880

Auf der Suche nach der Wirklichkeit:
Besprechung zu: Dietrich Krusche: *Von gleich zu gleich. Dialog und Wirklichkeit*. München 2018

Bruno Rossbach

Was ist wirklich? In seinem Buch über das Sprechen *von gleich zu gleich* bindet Dietrich Krusche die Antwort auf diese Frage nicht an den Inhalt des Gesagten, sondern an das Gelingen der Verständigung darüber. Der innovative Schub dieses Buches besteht darin, dass Argumente der Lebens- und der Bewusstseinswissenschaften aufeinander bezogen und in einen methodischen Zusammenhang gebracht werden. Die daraus resultierende Überwindung von Grenzen zwischen bislang getrennt agierenden Wissenschaften (z. B. Physiologie vs. Psychologie) erweitert unseren Blick auf das, was wir ‚Wirklichkeit' nennen.

Wie erlangen wir aber Gewissheit über das, was in der Welt der Fall ist und was nicht? Am ehesten trauen wir unseren Augen. Was wir selbst gesehen haben und andere auch, daran können wir nicht zweifeln. Eine über die Sinne gewonnene Gewissheit galt jedoch nicht immer. Ein Rückblick auf die Geschichte der menschlichen Verständigung (Teil II des Buches) zeigt, dass die meisten der jeweils dominierenden Weltansichten, der Mosaismus ebenso wie der Buddhismus, der klassisch-griechische Idealismus wie das Christentum, sinnliche Wahrnehmungen als bloßen Augenschein abgetan haben. Krusches skeptische Rekonstruktion eines Problemstrangs der Philosophiegeschichte, die dem Ganzen eine solide Grundlage gibt, bildet zugleich den Hintergrund zu einer aktuellen Zuspitzung des Problems: Wir erleben in diesen Jahren, dass jede Art medial übermittelter Wirklichkeit aus einem machtpolitischen Kalkül heraus gefälscht werden kann. Nicht nur absolute Herrscher wie Putin oder Erdogan operieren mit *fake news*, sondern auch demokratisch gewählte Präsidenten wie Donald Trump. Welchen Interessen sie dienen, ist durchsichtbar, leider nicht für alle. Erfolgreich geführte Verwirrungsmanöver genügen, um wissenschaftlich belegte Tatsachen zu diskreditieren.

I Der Dialog in den Medien

Mobiles Telefon, E-Mails, SMS und whats-up lassen die Menschheit riesige Mengen an Nachrichten austauschen. Man chattet, postet und twittert mit Hilfe von technischen Ressourcen, deren Eigentümer kaum greifbar sind: Facebook, Twitter, Instagram usf. „2010 tippten die Deutschen im Jahr 41 Milliarden Kurzmitteilungen.“ (38) Jeder kann jeden zu jeder Zeit und an jedem Ort kontaktieren. Dietrich Krusche analysiert beides: den Nutzen der neuen Medien, aber auch ihre Gefahren.

Wie jede Art von Kommunikation haben auch elektronische Gespräche einen „*Sach*aspekt“ und einen „*Beziehungs*aspekt“ (16). Der Beziehungsaspekt kann symmetrisch oder unsymmetrisch sein. Er kann Hierarchien widerspiegeln oder dialogisch ablaufen: „von gleich zu gleich“. Überdies kann jede Äußerung an ein einzelnes Individuum, an eine begrenzte Anzahl von Empfängern oder an *alle* als Adressaten gerichtet werden. Die Schwarmkommunikation als moderner Fall der unsymmetrischen Kommunikation lässt sich am Star-Wesen demonstrieren. Der Star-Kult definiert sich im Wesentlichen durch seine *follower*. Die Unerreichbarkeit des Schauspielers, Sängers oder Sportlers wird durch einen Pseudo-Kontakt nicht wesentlich gemindert, denn auf Antwort lässt sich nicht hoffen. Doch fühlt sich der Einzelne aufgehoben in einer Gemeinschaft von Fans, mit denen er seine eigenen Vorlieben und Gefühle teilt.

Der Dialog in Formaten der öffentlichen Medien hat inzwischen Konjunktur. Selbst Nachrichten, die traditionell monologisch, also durch *einen* Sprecher, übermittelt wurden, werden inzwischen in Form von ‚Wechselrede‘ übermittelt. Das gilt auch für Sendungen, in denen einzelne Zeitgenossen aufgefordert werden, sich selbst im Gespräch mit einem ‚Gastgeber im Studio‘ zu präsentieren (man denke an das alpha-Forum der ARD), ebenso für alle möglichen Sportsendungen, in denen dem Moderator ein Experte zugesellt wird. Als problematisch erweist sich das Format der „Talk-Shows“, deren jeweilige Moderatoren mit allen möglichen Problemen zugleich zu kämpfen haben: den komplexen Themen, den Gesetzen der Gruppendynamik und den Interessen der Teilnehmer, die gewöhnlich als Vertreter gesellschaftlicher Verbände agieren und denen an Konsensbildung nichts liegen kann. Der Polit-Talk endet meist in derselben Ortlosigkeit, in der er begonnen hat.

Netzwerke wie Facebook, Twitter, Instagram und ihre verschiedenen Foren, Chatrooms und Blogs bieten uns inmitten aller anderen Kommunikationsmöglichkeiten schließlich die des Sprechens durch eine Maske. Beleidigungen, Aggressionen bis hin zur Morddrohung können geäußert werden ohne Gefahr zu laufen, dafür belangt zu werden. Aber noch bedrohlicher scheint eine andere Konsequenz zu sein: Die Flüchtigkeit und Beliebigkeit der zahllosen Kontakte führt zu einem Verlust der Fähigkeit der Selbstformulierung und des mitgehenden Zuhörens**.** Denn das Bedürfnis, das eine Internetgemeinde zusammenhält, besteht darin, untereinander gleicher Meinung zu sein. Dies spendet ein Gefühl der Geborgenheit inmitten einer als unwirtlich empfundenen Gegenwart. Das Ziel, Probleme zu erörtern, um gemeinsam eine Lösungsstrategie zu erarbeiten, wird mehr und mehr zu einer unerreichbaren Utopie.

Der letzte Abschnitt dieses ersten Teils – „Kommunikation und Gespräch“ (65) – zieht eine Summe aus dem Bisherigen, indem eine doppelte Unterscheidung getroffen wird: Erstens zwischen *persönlicher* und *medialer* Kommunikation, zweitens zwischen „medialer Kommunikation *bisher*“ und „mediale Kommunikation *heute*“. Der letztgenannte Sprung wird durch die massenhafte Verwendung all jener Formate möglich, die über das, was einmal das *Gespräch* leistete, weit hinausreichen. Der Zugang zu unbegrenzt vielen Informationen, zu Gesprächspartnern und zu Gruppen, denen wir beim Sprechen zuhören und zusehen, schafft eine neue Welt – neu in ihrer Unbegrenztheit und ihrer Zugänglichkeit zu jeder Zeit und an jedem Ort. In eben dieser neuen Welt findet das statt, was Dietrich Krusche „die Jagd nach Beziehungen“ (62) nennt. Über das Handy gelangen wir zu einer scheinhaften Rundum-Harmonie. Vielen fällt es schwer, es überhaupt noch aus der Hand zu legen. Eine symbiotische Beziehung fesselt sie am Apparat: Er gehorcht jedem Fingerdruck und widerspricht nie: „Im Gespräch mit meinem Handy liegt das Zeitregiment allein in einer, in *meiner* Hand, *ich* beginne und beende das Gespräch; nicht nur das: Ich bestimme die ‚Gesprächsinhalte', ich blende aus, was mir nicht behagt, ich kann dafür sorgen, dass ich ganz und gar in meiner Welt bleibe“ (69).

II Sagen uns unsere Sinne die Wahrheit? – Der Kampf um die gemeinsame Wahrnehmung

Im zweiten Teil seines Buches verfolgt Dietrich Krusche die Problemgeschichte der Verständigung über die gemeinsame Wahrnehmung. Sie beginnt überall dort, wo die Menschen über „sich selbst“ nachzudenken begonnen haben: in Griechenland ebenso wie in Kleinasien und Indien. Was unsere europäische Tradition angeht, ist das Nachdenken über die menschliche Verständigung aus der griechischen Naturphilosophie hervorgegangen. Man erkannte, dass eine Erkenntnis der Welt nicht zu haben ist, ohne den leibhaftigen Beobachter, in dessen Innerem sich die Außenwelt zu spiegeln scheint. Doch wie kommt die Welt in das Menscheninnere hinein? Aus welchem Ur-Stoff bestehen Außen- *und* Innenwelt? Und was ist zu tun, wenn wir, du und ich, offenbar Gleiches wahrnehmen, aber das Wahrgenommene nicht gleich verstehen? Schließlich: Welche Rolle

spielt die Sprache, die Brücke zwischen *mir* und *dir?* Thales von Milet, Anaximander, Anaximenes, Protagoras, Heraklit, Anaxagoras, Parmenides, widmen sich diesen Fragen, die so noch nie zuvor gestellt worden waren, und wetteiferten mit Spekulationen, aus denen Wissenschaft entstehen konnte. Am vorläufig anderen Ende dieses Weges, hier und jetzt, justiert sich unter dem Eindruck neuester Erkenntnisse der Rückblick auf die Welt der Antike neu:

> Erst seit Kurzem ergibt sich eine Entwicklungslinie von den frühen ‚Atomisten' zur Hirnphysiologie heute, von der Wahrnehmungslehre des Anaxagoras zu der Entscheidung zwischen den ‚äußeren' und ‚inneren Objekten' in der Terminologie der Evolutionspsychologie, vom ‚Beobachter' des Heraklit zum *bewegten Beobachter* Albert Einsteins. (73)

Hatten Sophisten wie Protagoras die Manipulationskraft der Sprache erprobt, so stellte Sokrates (470–399 v. Chr.) sie in den Dienst der Wahrheit. Denn wenn man mit der Sprache *alles* erreichen könne, was die Sophisten effektvoll zu demonstrieren wussten, so lässt sie sich – präzise gehandhabt – auch als Werkzeug der Erkenntnis nutzen. Mit Sokrates begann die Einsicht darüber, dass die Sprache, in Rede und Gegenrede, dazu genutzt werden kann, um sich der Wahrheit Zug um Zug anzunähern.

Der Versuch, Verständigung auf die gemeinsame Wahrnehmung zurückzuführen, ist in Europa erst wieder mit dem Ende des Mittelalters zu einer Methode der Wissenschaften geworden. Bis dahin herrschten theologische Welterklärungen, in die Teile der klassisch-griechischen Philosophie, vor allem die Ideenlehre Platons, integriert worden waren. Drei Stränge einer „Abwertung des Augenscheins“ werden rekonstruiert: Platon suchte die Wahrheit „hinter den Dingen“, Buddha lehrte die Befreiung vom Lebensleid auf dem ‚inneren Weg‘ der Meditation und die christliche Kirche des Mittelalters sah in den Bibeltexten den einzigen Garanten der Wahrheit. Wer durch eigene Beobachtungen und daraus gezogen Schlüssen davon abwich, musste mit Konsequenzen rechnen, die uns heute noch erschauern lassen. Diese Versuche, der Welt des Gegebenen zu entkommen, werden in großer Detailfülle entfaltet. Wir greifen kurze den Fall Galileo Galilei heraus: Neben seiner Leistung, durch die Entdeckung der Jupitermonde die *Wahrnehmung* wieder zum Kriterium der Erkenntnis sowie der Verständigung darüber gemacht zu haben, wird eine zweite gerückt: die Methodik des Experiments und die Bindung des Wahrgenommenen an die Messbarkeit: Ein Konsens ist dann gegeben, wenn das gleiche Experiment bei jeder Wiederholung „das gleiche Ergebnis liefert“. Damit ist auch festgelegt, „dass sich die Naturwissenschaften nicht mit der gesamten *erfahrbaren*, sondern nur mit der prinzipiell *messbaren* Realität befassen“. Der Bedingung der Messbarkeit auf der Seite des Experimentators entspricht die Quantifizierbarkeit auf der Seite des Objekts. Was die Durchführung des Experiments angeht, gilt, dass es jederzeit, überall und von jedem menschlichen Individuum – eine hinreichende fachlich-technische Kompetenz vorausgesetzt – (nach)vollziehbar sein muss. Bleibt die Frage, welche Erfahrungsbereiche es sind, die als nicht-messbar „[…] und damit auch nicht konsensfähig aus der Naturwissenschaft ausgeschlossen sind.“ (176) (Zitate aus: Tim Hering: Wie Wissenschaft ihr Wissen schafft, 2012, 57ff)

Nicht alles ist messbar. Ein Fall aus der Ethnologie/Anthropologie wird aufgerollt: Bronislaw Malinowski in Neuguinea, der mit der Aufgabe konfrontiert war, die Subjekte seines Interesses wie Objekte der Wissenschaft zu beschreiben. Das schloss Einfühlung nicht aus. Doch ein isoliertes Dasein in einer geographisch weit entlegenen Fremdkultur und die Unmöglichkeit, der eigenen Kultur und der eigenen Biographie zu entrinnen, mündeten in Konflikte, die Dietrich Krusche mit großer Anschaulichkeit beschreibt. (Grundlage hierzu: Bronislaw Malinowski: Ein Tagebuch im strikten Sinn des Wortes. Neuguinea 1914–1918, 1967/1985, 7f., 169).

III Das Organ Gehirn und die Evolution des Selbstbezugs – Selbstbewusstsein und Selbstgefühl

Die Ethnographie steht im Dienste der Anthropologie. Der Ethnograph erforscht einzelne Populationen, der Anthropologe greift tiefer und stellt die allgemeinere Frage: „Was ist der Mensch?“ Die Antwort der Bibel darauf kennen wir: Der Mensch hat eine Seele und alle andere Lebewesen haben keine. Daraus ergibt sich der biblische Auftrag „Machet euch die Erde untertan“. Diesem Auftrag ist der Mensch mit Entschlossenheit nachgekommen. Der unendliche Raum, der sich damals auftat, schien nur durch das Jüngste Gericht begrenzt zu sein. Heute dämmert es aber nicht wenigen, dass wir selbst es sind, die unseren Untergang herbeiführen könnten: durch Ausrottung von Tieren und Pflanzen, auf die wir angewiesen sind, durch Raubbau an unseren Ressourcen und durch die Vergiftung und Vermüllung unserer Umwelt, die uns die Lebensgrundlage vernichten. Die Zeitungen werden nicht müde, davon zu berichten. Gesprochen wird viel, gehandelt wenig. Als Reaktion auf diese Situation entwickelt sich die Anthropologie zusehends zu einer Schlüsselwissenschaft. „Was ist der Mensch?“ Diese Frage ließ sich bis heute nicht befriedigend erhellen, denn der Mensch ist sich selbst ein Rätsel.

Dietrich Krusche formuliert die alte Frage neu und schafft damit eine bessere Voraussetzung für ihre Beantwortung: „Was ist es, das uns nahelegt, ja dazu zwingt, *ich* zu sagen?“ (172). Zur Beantwortung dieser Frage setzt er an einer biologischen Grundtatsache an: Alles, was lebt, muss ständig aus sich heraus auf die Außenwelt zugreifen, um sich durch „Stoffwechsel“ erhalten zu können. Bewusstsein sei, so Humberto R. Maturana („Biologie und Kognition“, 2000), aus der unentrinnbaren Schleife zwischen beiden Welten – zwischen Körper (innen) und Welt (außen) – hervorgegangen. Die Entwicklung vom Einzeller bis zum Menschen habe geradezu zwangsweise dazu geführt, dass dieser Austausch bei wachsender Komplexität eines Tages zu einem ersten, schattenhaften Bewusstsein führen würde. Die Dämmerung des Denkens begann, eine erste Spur von Kognition zeigte sich.

Dreißig Jahre später lässt Antonio R. Damasio die Entstehung des Selbstbewusstseins aus den innerkörperlichen Empfindungen heraus entstehen. Diese Empfindungen führten über Vorstufen der Selbstbeobachtung zu einem „Proto-Selbst“. Das Gewahrwerden seiner selbst führte wiederum zwangsweise zu einem Heraustreten aus dem dumpfen Dasein reflexionsloser Existenzen. Jahrmillionen vergingen und ein ‚autobiographisches Gedächtnis‘ entstand. Am Ende dieses Weges sagte der erste Mensch *Ich* und im Spiegel dieses Ichs gab sich das Nicht-Ich, der Andere und die Außenwelt, klar und abgesondert zu erkennen, darunter auch das Du (176). Der Titel von Damasio: *The Feeling of What Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness*, 1999 (176), liefert die Grundthese dieses Argumentationszusammenhangs. Aber ob Maturana oder Damasio: Beide beschreiben – unterschiedlich akzentuiert – die Entwicklung der Abkopplung des Ichs von seiner Außenwelt, die in der Bibel als Vertreibung aus dem Paradies dargestellt wird. Diese Abkopplung erwies sich jedoch als problematisch: Sie verursachte einen „Riss“ zwischen dem Ich und der Umwelt. Abgesondert vom Rest der Welt, stehen wir nun alleine da. „Wer bin *ich*?“ fragen wir uns seitdem. Krusche wird darauf zurückkommen, denn zwischen *ich* und *du* und dem Rest der *Welt* (gedacht als systemischer Zusammenhang) irren wir alle unablässig, und so kommt es, dass wir weder fest in uns selbst noch fest in der Außenwelt verankert sind, und auch die Mitmenschen sind nicht so erreichbar, wie wir es uns oft wünschten. Schon der Blick in uns selbst verunsichert uns. Denn da sehen wir zunächst einmal *nichts*.

In beiden Fällen (Maturana und Damasio) klafft, so Krusche, eine Lücke zwischen der Biologie der neuronalen Ereignisse und den Vorstellungen, die sie auslösen. (179 f) Diese Lücke gilt es zu füllen, und so werden weitere Vertreter der Lebenswissenschaften herangezogen. An dieser Stelle scheren wir aus der Kontinuität der

Argumente aus und konzentrieren uns auf einen Grundgedanken, der sich nicht nur durch dieses Buch zieht, sondern auch durch unsere gesamte Existenz: Die Schwierigkeit, uns gegenseitig zu verstehen. Der Grund: Neuronale Erregungen durch Außenweltreize, die in bildhafte Vorstellungen umgesetzt werden, stehen uns nie rein und quasi objektiv zur Verfügung: Alles, was wir vor Ort wahrnehmen oder aus unserem Gedächtnis heraus aktualisieren, wird von unserem „autobiographischen Gedächtnis“ verfärbt. Es gibt keine Möglichkeit, eine Gegebenheit frei vom jeweiligen Betrachter zu erfassen: „*meine* und *deine* Repräsentationen von was auch immer sind jeweils singulär“. (189)

Der Riss zwischen uns und der Welt ist nicht der einzige, der uns plagt; wir selbst sind ebenfalls zerrissen. Teile unseres Gehirns, die beunruhigender Weise schon das Krokodil erwarb (das limbische System), vertragen sich schlecht mit unserer Gehirnrinde (Cortex), die uns das Denken erlaubt. Fatalerweise sind unsere tief tierischen Hirnregionen die ältesten und dem entsprechend schwer zu besänftigen. Ein Fehler im System erzeugt Spannungen, die nicht abzuschalten sind. Krusche drückt dies so aus: „Kein Tier ist unglücklich in dem Sinn, wie wir Menschen es sein können, unsere glücksverhindernde Verfassung ist gattungstypisch.“ (199) Als Kronzeuge für diese Behauptung könnte sich nahezu jeder selbst anführen. Auch Goethe bekannte, in seinem Leben nur selten glücklich gewesen zu sein: Ausgerechnet er, dessen gelungenes Leben legendär ist und der alles hatte, was andere gerne hätten: Liebe und ein langes Leben, Geld, Ehre und Ruhm und ein Nachleben, das kaum jemand sonst für sich erhoffen kann. Das alles nützte nichts. Warum? Der Fehler ist systemisch, dieser Fehler sind wir selbst. Für diesen Zustand gibt es kein Heilmittel, wohl aber Mittel zur Linderung: Die Entspannung und die Meditation. Krusche geht diesen Auswegen fachkundig und anschaulich nach. (Ein Exkurs ist der These gewidmet: „Tiere meditieren nicht – weil sie es nicht nötig haben“.)

IV Eine neue Sprachverwendung

Der Außenwelt ausgeliefert, im Inneren zerrissen, vermögen wir wenigstens zu *sagen*, was uns fehlt. Die Sprache: Wie kam sie in die Welt? Sie hatte Vorstufen, denn auch Tiere müssen sich in ihrer Umwelt *orientieren* und im Schwarm, im Rudel oder auch nur zu zweit miteinander *kooperieren;* dabei müssen sie sich gegenseitig *verständigen*, um ihr Ziel zu erreichen. Man spricht nicht ganz zu Unrecht von ‚Tiersprachen‘. Unstrittig ist: Auch Tiere *kommunizieren*. Auf anschauliche Weise werden wir unterrichtet: Über die ‚Bienensprache‘ (247–250), die Verständigung im Löwenrudel (250–252) und den Tanz der Kraniche (252–256). Greifen wir uns die Löwen und ihr Verhalten heraus: Bei Löwen auf der Jagd sind es keine Naturinstanzen wie Sonnenstand, Nord/Süd-Ausrichtung, Gravitation („kosmische Referenzsysteme“, 249), die ihnen die Orientierung im Raum ermöglichen; ihre Bewegungen werden ausschließlich vom Verhalten des Beutetieres gesteuert. Dabei müssen sich die Löwen zunächst ebenso ruhig verhalten, wie die Jäger und Sammler beim Aufspüren ihrer Beute. Dann Angriff: Beutetier und Verfolger sind ständig in Bewegung. Seitlich der jagenden Löwen bewegen sich die anderen Mitglieder des Rudels. Die *Relationalität* zwischen Verfolger und Verfolgtem (das Referenzobjekt) ist ständig neu zu justieren: instinktives Verhalten wird durch Erfahrung optimiert. Die Körper der Löwen sind selbst wandernde Referenzsysteme.

Die Entstehung der menschlichen Sprache führte zu einer völlig neuen Bezugnahme (1) auf die Welt, (2) auf sich selbst und (3) auf die anderen. Alles begann mit der Zeigegeste: der Nahbereich (*hier*), der Fernbereich (*da/dort)* und ein Partner, der diese Geste zu *deuten* wusste. Dabei hatte der Zeigende bereits etwas, was im Tierreich nicht vorgesehen war: eine *Absicht*, die er mitteilen konnte. Diese Geste lässt sich auch in Worte fassen: „Ich will, dass du siehst, was ich sehe.“ Bei diesem Akt kam es zu einer „Aufspaltung“ (235) (siehe Michael Tomasello: *The Origins of Human Communication*, 2008) zwischen (a) dem Verhältnis zweier Subjekte

untereinander und (b) ihrem Gerichtet-Sein auf das Objekt in der Ferne. Eine Ahnung von *ich* und *du* kam auf; das Heraustreten aus der Gruppe und die Konturierung einer individuellen Existenz setzten ein. Kognitiv grundierte Kooperation führte zu ersten Akten von Altruismus in Form von Hilfestellungen. Eine erste Ethik stand am fernen Horizont.

Äonen vergingen, der Dialog entstand. Da der Dialog die *Unterschiede* zwischen Ich und Du hervortreibt, wird auch die Umkehrfrage virulent (gerade heute): „Worin sind wir gleich?“ (275).

Damit ist wieder die anthropologische Grundfrage nach unserer „Menschlichkeit“ (295) gegeben, die Krusche jedoch aufzubrechen weiß: „Offenbar bewegt sich die Suche nach der Gleichheit der Menschen im Kreis, solange man sie an das Individuum heftet, statt sie als eine Art des Umgangs miteinander zu begreifen“ (275). Dieser Argumentationsstrang kann hier nicht weiter verfolgt werden.

Das Ich-Gefühl, die „Identifizierung mit *sich selbst*“, wird im Wesentlichen von unserem „autobiographische[n] Gedächtnis“ (276) geprägt, in welchem wiederum unser *episodisches* Gedächtnis eine prominente Rolle spielt („Was ist eine Episode?“, 277f). Episoden sind an ihrem Ursprung perspektivisch geprägt. „Das Verblassen der ursprünglichen Perspektive und ihre Aktualisierung“ (278–284) kennzeichnet die weitere Entwicklung der Gedächtnisinhalte. Schließlich: Wie verhalten sich Ereignis, Wahrnehmung, Perspektive und Erinnerung zueinander? Diese Frage wird auch am Beispiel der Erinnerung an Textlektüren gestellt. Zahlreiche Details und ihre Synthetisierung müssen hier übergangen werden, so auch die darauf folgende Durchmusterung unseres Wortschatzes, mit dem wir auf uns selbst verweisen (285–290).

„Odysseus, der erste ‚Held' im Text, der ich sagt“ (291–294) setzt eine markante Zäsur in der Geschichte der Selbstverweise. Odysseus war sicher nicht der erste, der so siegessicher auf sich selbst verwies, doch er war der erste, von dem wir wissen, dass er es tat, wenn auch nur in einem Epos, den wir Homer verdanken (entstanden etwa Mitte des 7. Jahrhunderts). Sehr aufschlussreich ist ein Vergleich zwischen Odysseus und Gilgamesch (2. Jahrtausend v. Chr.). Auch Gilgamesch ging gefahrvolle Wege und musste dabei um sein Leben fürchten. Doch ist es der Erzähler, der uns davon berichtet, nicht er selbst. Anders dagegen sein später Nachfahre, der mitten im Erzählerbericht selbst das Wort ergreift. Dabei wird die Rolle des Erzählers und die Umstände, wann und wie die Rede an Odysseus abgegeben wird, genau registriert und beschrieben: „ […] ein neues Stadium der Entwicklung des Selbstbezugs“ setzt ein: „Der Mensch entdeckt sich selbst, indem er sich selbst zu *erzählen* lernt.“ (291)

Nur zweihundert Jahre später, in einer anderen Kultur, wandte Gautama Buddha seinen Blick von der Welt ab und sich selbst zu. Wir wissen davon, weil es ihm gelang, seine Selbsterfahrung suggestiv zum Ausdruck zu bringen. Seine Erkenntnis resultiert darin, dass „unsere menschliche Existenz von Natur aus problematisch ist.“ Jeder einzelne ist „einem existenziellen Risiko“ (293) ausgesetzt; kein Lebensweg gleicht dem anderen. Der Gedanke der „Selbstzuständigkeit“ (siehe unten) taucht auf. An Einsichten dieser Art und ihrer Versprachlichung vermochte erst die Frühmoderne (S. Freud und seine Zeitgenossen) wieder anzuknüpfen.

V Selbstzuständigkeit

Seit dem Beginn der ‚Neuzeit‘ folgen wir der Idee des Fortschritts und lassen uns von Krisen und Kriegen nicht beirren. Seit wenigen Jahrzehnten hat diese Zukunftseuphorie jedoch einige Einbußen erlitten. Es ist vorstellbar geworden, dass wir – in überschaubaren Zeiträumen – unsere Lebenswelt verbraucht/zerstört haben

könnten. Umweltvermüllung, plastikverseuchte Meere und selbst verursachte Klimaveränderungen werden neue Migrationsströme aus unbewohnbar gewordenen Gegenden in Gang setzen. Aber auch Zuspitzungen des Kapitalismus mit wachsenden Ungleichheiten zwischen Individuen und Klassen und religiös getarnte Kriege tragen dazu bei, unserer optimistischen Zukunftsgewissheit ein Ende zu setzen. Ehemaligen Utopien wurden längst von Dystopien abgelöst. Wege aus der Gefahr ließen sich wohl finden, sie bedürften jedoch neuartiger Prozesse von Mehrheitsbildung und Entscheidungsfindung. Die bestehenden Entscheidungsforen, allen voran der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen, versagt jedoch auf eklatante Weise: Diejenigen absolutistischen Staatsgebilde, die sich der Solidarität mit dem Rest der Menschheit am entschiedensten verweigern, können durch das ominöse Armheben, das *veto* bedeutet, über Leben oder Tod von zehntausenden Menschen entscheiden. Statt „die Krise zu verhandeln“ (309) spitzen wir sie zu. Für die Lancierung gefälschter Fakten sind die modernen Kommunikationsmittel hervorragend geeignet.

Dass totalitär beherrschte Staaten sich der Täuschung bedienen, um ihr eigenes Staatsvolk ruhigzustellen und andere Gesellschaften zu destabilisieren (siehe Kapitel 4), ist längst gängige Praxis, aber was wir gegenwärtig erleben, ist eine Neuheit in der Geschichte: Die Repräsentanten ganz verschiedener Gesellschaftsformen: der Präsident der Vereinigten Staaten, der russische Präsident, der Präsident der Türkei, die Oberen des IS, der Ministerpräsident Ungarns, der Chef der Regierungspartei in Polen, die westeuropäischen ‚Populisten‘ in den Niederlanden, in Frankreich und neuerdings auch in Deutschland, die Initiatoren des Brexit in England, sie alle setzen auf Fälschung der Wirklichkeit und gelangen damit fast mühelos zu ihrem Ziel. Dem Prinzip der Weltmacht Rom in der Antike „Divide et impera!“ entspricht in unserem von den Medien bestimmten Zeitalter das Prinzip „Täusche und herrsche!“ (309)

Zum Wissen über die Welt gehört auch das Wissen über unsere Mitmenschen und über uns selbst:

> „Über uns selbst sind wir jedoch auf andere Weise informiert als über unsere Mitmenschen. Den Anderen erleben wir mit allen unseren Sinnen, und was in ihm vor sich geht, sehen, hören, fühlen wir kraft Empathie, wie wir sie von unseren frühen Vorfahren geerbt und durch gegenseitige Verständigung vertieft haben. Uns selbst dagegen kennen wir nur durch Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion, durch Befunde also, die etwas Zirkuläres/Tautologisches haben, und spätestens seit Freud wissen wir, dass unsere Strategien der Selbsttäuschung sich mit aller Menschenlist als Strategien der Selbsterkenntnis maskieren. […] Wir stehen mitten im blinden Fleck unseres inneren Auges.“ (322)

Wenn wir also über das Thema ‚Täuschung' nachdenken, sind wir vor uns selbst nicht sicher.

Fest steht: Die sinnlich fassbare Evidenz des Anderen kontrastiert mit der viel undeutlicheren Vorstellung von uns selbst. Trotzdem gehen wir immer von uns selbst aus, wenn es darum geht, den anderen zu verstehen. Dies ist zwar unumgänglich, aber es wäre bereits hilfreich, dieses Problem überhaupt zu erkennen und zu lernen, Grenzen zwischen mir und dir zu respektieren, anstatt sie überrennen zu wollen. Die totale Einebnung von Grenzen im Sinne eines Einheitserlebnisses scheint sich in einer rauschhaft erlebten Liebesbeziehung einzustellen. Doch gerade diese so heiß angestrebte ‚Vereinigung aller Gegensätze' ist eine Täuschung: „Die Annahme: *du* hast erlebt *wie ich*, führt geradewegs in Missverstehen und Leid“ (323). Die Folgerung, die Dietrich Krusche daraus zieht, führt zur Konzeption einer ‚negativen Empathie', die dahin tendiert, Signale der Diskrepanz nicht als Bedrohung aufzufassen, sondern als Chance, sich einander besser zu verstehen. ‚Verstehen' heißt dann nicht, die eigene Identität im anderen zu verdoppeln, sondern Grenzen zu erkennen und zu

belassen. Dieser Gedankengang, der hier nicht weiter verfolgt werden kann, führt unter dem Abschnitt „Säkulare Ethik“ (325–330) zu folgender Erkenntnis: Während die Weite einer einstmals noch relativ menschenarmen Welt die noble Forderung: „Liebe den Nächsten wie dich selbst“, hervorgebrachte, ist es heute nicht mehr damit getan, lediglich auf den Nächsten zu blicken, mit uns selbst als Mittelpunkt. Die Illusion, dass Geschicke fernab von uns, etwa ein „Baumwollpflücker in Zentralafrika“ (330), nicht in unseren Zuständigkeitsbereich fallen, ist zu überwinden. Das Elend der Bedrängten lässt sich nicht einfrieden und bedroht längst Grenzen, von denen wir dachten, sie schützten uns auf ewig.

Unter der Überschrift „Kooperation/Konkurrenz – der gelingende Anfang, der Verlust der Balance“ (331) wird eine brisante Entwicklung aus ihren historischen Urgründen hergeleitet. Dieser Weg führt von anfänglicher Kooperation hin zu aggressiver Konkurrenz und steilen Hierarchien und schließlich zu „Besitz, Geltung, Macht“ (341) in den Händen weniger; dies flankiert von einer Asymmetrie zwischen Mann und Frau, die in einigen Gesellschaften geradezu groteske Formen hervorgebracht hat. Das alles war nicht immer so: Zwei Geschichtstheorien beziehen sich auf die gleichen historischen Fakten, erklären sie aber auf verschiedene Weise. Die erste ist die gängige: Sie prägt unser Bewusstsein bis heute und wird nicht weiter befragt, denn erstens leuchtet sie ein und zweitens wirft sie ein ruhmreiches Licht auf unsere Hervorbringungen. Vom „Triumph des Abendlands“ ist da die Rede, von seiner Einzigartigkeit, ohne jedoch die physischen, psychischen und mittlerweile sogar planetarischen Verwüstungen im Kielwasser dieser Errungenschaften gebührend in Rechnung zu stellen. Anstatt unsere Vorzüge zu preisen, wäre es statt dessen an der Zeit, den Gründen nachzugehen, die uns in eine Sackgasse hinein manövriert haben (davon handelt im Übrigen das ganze Buch). Wo Probleme erkannt und allgemein *an*erkannt werden, da sind auch Kursänderungen möglich. Es lohnt sich deshalb ein Blick auf eine ausgewogenere Geschichtstheorie, eine solche, welche die Gewinne und Verluste, die wir im Verlaufe unserer Geschichte zu verbuchen hatten, weniger einseitig bilanziert (vgl. dazu Jared Diamond: *Arm und Reich*, 1999 und *Kollaps*, 2005).

Blicken wir *weit* zurück, dann sind es zwei tiefgreifende Veränderung in der Entwicklung des *homo erectus*, die jeweils eine entwicklungsgeschichtliche Richtungsänderung eingeleitet haben: Die erste war die Folge einer ‚neuen‘ Verständigungsmöglichkeit durch Gesten und Laute, die zu einer zunehmend differenzierten Sprache führte, die wiederum zu einer vormals nicht gekannten Lernfähigkeit führte, zu einer Akkumulation von Wissen von Generation zu Generation. Damit war der ‚Fortschritt‘ eingeleitet. Die zweite war die Folge der Sesshaftwerdung der Menschen. Die Zeiten der Jäger und Sammler waren noch geprägt von einer tendenziellen Symmetrie; das Überleben aller Stammesmitglieder hing von allen ab. Jeder war auf irgendeinem Gebiet gut oder besser als andere und alle wurden gebraucht. Die „Sesshaftwerdung der Menschen vor etwa 10.000 Jahren“ (332) brachte es mit sich, dass Überschüsse erwirtschaftet werden konnten, die zunehmend in die Hände einzelner fielen auf Kosten der anderen. Erste Machtkämpfe bahnten sich an. Anstelle vormals flacher Hierarchien wurden steile etabliert bis hin zu den Exzessen gottgleicher Herrscher weit oben und Sklaven tief unten, dazwischen ein Heer von Arbeitsdrohnen und eine Schicht von Privilegierten. „Mit dem Aufkommen von Besitz und Menschenmacht über Menschen, mit dem Wachsen der Ungleichheit und der Immer-Höher-Stapelung der Macht-Hierarchien hat ein Niedergang begonnen, der sich in der Bedrohung der Menschenwelt durch den Menschen selbst seinem Tiefpunkt nähert.“ (334)

VI Rückbau der Wirklichkeit?

Die Folgen dieser Entwicklung werden tagtäglich in den Medien besprochen. In den Ländern, denen keine freie Meinungsäußerung und keine freie Presse vergönnt sind, wird ein *common sense* auf der Grundlage allen

verfügbaren Wissens und im Zuge einer freien Meinungsbildung erfolgreich unterbunden. Stattdessen wird eine ‚alternative Wirklichkeit' auf einer schmalen Basis zugelassener Informationen erzeugt. In offenen Gesellschaften, in denen der Staat nicht festlegen kann, was wir wissen und glauben sollen, ist es jedoch möglich, sich *selbst* eine Meinung zu bilden. Doch das Gefühl, unsere „janusköpfige Befindlichkeit“ (344) nicht mehr recht durchschauen zu können, wirkt der Suche nach Orientierung entgegen. Vor allem sorgen die bewusste Lancierung von Desinformationen und Fake-News für Verunsicherung. Auch der Zerfall der Gesellschaft in viele Interessengruppen wirkt lähmend und führt entweder zu Resignation oder zu Aggression. Letztlich fehlt die Basis für gemeinsame Interessen. Das Gefühl der Ohnmacht ist unausweichlich. Eine Reihe von Versuchen, welche die immer problematischer werdende Kluft von ‚denen da oben' und ‚wir da unten' abzumildern versuchen, sind dennoch unternommen worden. Die Abschnitte „Die Repräsentation aller: das Los-Wahl-Verfahren“ (354–357) und „Erste Erfahrungen mit einem neuen (alten) Entscheidungsverfahren“ (357–360) liefern Beispiele für Möglichkeiten, einzelne Wähler sehr viel direkter an der Gestaltung ihrer Zukunft teilhaben zu lassen. Nur drei von einer Reihe von Autoren, auf die Krusche verweist, seien erwähnt: Jane Mansbridge (*Beyond Adversary Democracy*, 1984) unterscheidet zwei Formen von Demokratie, eine, die den Konkurrenten als *Mit*spieler „zum größeren Wohle der Gesamtheit begreift“ (360), und eine andere, die ihn zum Feind erklärt. In den USA, und nicht nur dort, hat sich inzwischen die zweite Art durchgesetzt. Dass diese nicht dem Wohl der Gesamtheit dienen kann, dürfte sowohl den Gewinnern als auch den Verlierern klar sein. Eine Vertiefung der Spaltung dieser Gesellschaft war vorauszusehen und ist auch eingetreten. Auch in Benjamin Barbers *Strong Democracy* (1984) geht es um eine Spielart von Demokratie, die er als *strong* bezeichnet, weil sie „Machtkonkurrenz und Wahlkampf nicht als Kampf um den Endsieg, sondern als Spielart der Kooperation im Dienst [...] an der Gesellschaft“ begreift (360). Und schließlich das Buch von David van Reybrouck mit dem missverständlichen Titel *Gegen Wahlen* (2016). Was sein Autor vorschlägt, ist eine Veränderung des Wahlmodus, der eine Veränderung unserer nationalen Verfassung erforderlich macht und die Funktion der Parteien neu definieren würde.

Wahrheit, Wirklichkeit und der Dialog

Das Buch Dietrich Krusches mündet in eine vorsichtige, aber entschiedene Meditation über die Begriffe ‚Wahrheit' und ‚Wirklichkeit'. Er versteht den ersten als das Verhältnis des Sprechers zu dem, was er sagt, wenn er sich „nach bestem Wissen und Gewissen“ (363) äußert, ‚Wirklichkeit' dagegen als das Ergebnis einer Verständigung von gleich zu gleich darüber, was der Fall ist und welche Maßnahmen gemeinsam zu ergreifen sind. Dialogverweigerung und die Lancierung von *fake news* dienen einzig Zweck, Interessen Einzelner auf Kosten des größeren Ganzen durchzusetzen. Nur in einer ‚offenen Gesellschaft' gibt es Auswege aus Gefahren, die allgemein anerkannt und gemeinsam gelöst werden können.

Dietrich Krusches komplexer Gedankengang wird zusammengehalten durch eine übersichtliche Gliederung und bestiecht durch einen lockeren, transparenten Stil. Alle Einsichten und Anregungen, die diese Schrift liefert, sind zielgerichtet bezogen auf ein einziges Themawort, das alle anderen Themen überwölbt: die *Orientierung*.

Krusche, Dietrich: Von gleich zu gleich. Dialog und Wirklichkeit. München: iudicium 2018.
ISBN 978-3-86205-514-2, 378 S., gebunden EUR 28,-
http://www.iudicium.de/katalog/86205-514.htm

Zum Autor
Dr. Bruno Rossbach, geboren 1946. Studium der Germanistik, Anglistik und Erziehungswissenschaft. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich ‚Germanistische Linguistik und Philologie' der Philipps-Universität Marburg. DAAD-Lektor in Gwangju, Südkorea. Professor an der Germanistischen Fakultät der Sungkyunkwan-Universität (SKKU) in Seoul (1998–2013). Schwerpunkte der Forschung: Literatur und Linguistik, zum Verhältnis von Narratologie und Interpretation, Projekt einer hermeneutisch grundierten Testsemantik.
Kontakt: b.rossbach@outlook.de